



Hoh abgeben, sie grüßen wollte, — dem aber dabei der Gut auf die Erde fiel. Der alte Mann konnte den Gut nicht aufheben, — da bielte sich die Kaiserin und reichte dem Bauern den Gut.  
 Man könnte noch viele Charakterzüge dieser Fürstin erzählen, die von ihrer Einfachheit, Bescheidenheit und ihrer Liebe zum Volke zeugten. Wie liebenswürdig gab sie Antwort, wenn sie auf ihren Spiegelschmuck um Auskunft gefragt wurde, wie gern besuchte sie Melechoris, sich an fröhlich gemottener Milch und Speisener Brot labend, ja selbst bis zu dem letzten Tage ihres Lebens verweigerte sich nicht der kostbarsten Kleidung des Alter der Fürstin.  
 Unter dem Namen einer Götinn hieß sie einfach und bescheiden, nur von einer Hofdame und einem Diener begleitet, hatte sie an jenem verhängnisvollen Septemberabend die Ufer des Genesersee's aufgesucht, um ihr Auge und Herz an der Herrlichkeit dieser majestätischen Natur zu laben, — da geschah das Entsetzliche, das die Welt mit Grauen erfüllt, — das die Augen einer Fürstin für immer schloß, die edel, herrlich und gut war.

Nun hat die theuere Hülle der edlen Fürstin bei den Kapuzinern in Wien, an der Seite ihres geliebten Sohnes unter einem Meer von Tränen die letzte Ruhestätte gefunden, — ihre Ashagel aber wird fortleben in der Erinnerung Aller, die sich für das Schöne und Gute begeistern können.

**Wann wird die Welt verkümmern?**

Es hat den Menschen von jeher unendliches Vergnügen bezettet, heranzuschauen, wann die Welt der Menschheit „sein“ muß. Daraus sind worden die merkwürdigsten Charakterzüge vielericht auf Adam und Eva zurückgeführt. Die beiden wichtigsten könnte man solchen Gedanken unendlich nachspüren. Wie viele Menschen allein über dem Buch Daniel und den Offenbarungen Johannis zu Karren geworden sind, wird selbst der Mienenfleisch eines deutschen Doktorpropheten niemals feststellen vermögen. Die Kometen ferner haben in ihren Weltallszagumbenleben furchtbar viele Schreden als gute Weisheit gebracht. Doch wir erleuchteten Schöne des neunzehnten Jahrhunderts lächeln natürlich über diese Vorgänge. Wir fassen die interessante Frage von ihrer wissenschaftlichen und rein materiellen Seite an. Wir denken weniger an den verheerenden Schwefelregen über dieses Genoa und Comoro, als an die Fällung unersetzlichen Regenens. Ob wir das Problem dabei besser lösen, ist nicht bestritten worden.

Vor wenigen Jahren erst — so schreibt der Londoner Korrespondent des „Zit. G.-M.“ unterm 9. September — erklärte unser Landmann, der bekannte Kartograph und Statistiker Professor Ravenstein auf einem Kongreß der britischen Association zur Förderung der Wissenschaften, daß wir in zweiundzwanzig Jahren nicht mehr zu bleiben und zu brechen haben werden. Die Sache war vollkommen klar und einfach. Die Bevölkerung der Erde vermehre sich, gering geschätzt, um acht Prozent in zehn Jahren. Die Ausdehnung des kulturfähigen Bodens lasse sich bestenfalls auf 10 und 10 viele Millionen Quadratkilometer ansetzen, und jede Meile könne durchschnittlich höchstens 10 und 10 vielen Menschen Nahrung schaffen. Hieraus ergab sich nach Adam Weis und Meyer-Hirsch, daß das Ende der Ertragsfähigkeit der Welt um 2070 erreicht sein muß. Das war eine nette Aussicht. Was wollen auch armenige Jahrhunderte in der Weltgeschichte belegen! Doch der Lauf dieser Welt ist ein viel zu „avidiges“ Ding, als daß Adam Weis immer Recht haben dürfte.

Der Professor prophezeite wieder einmal ungläubigen Ohren. Die Propheten haben ja schon nicht abgemessen und an's Dingungen haben wir die aufwachsende Generation auch nicht gewöhnt. Wir diesem leidenschaftlichen Zu- die Welt-Geneserleben muß es aber nun wirklich ein Ende haben. Denn auf dem Jahreskongreß eben derselben Association, welche Anfangs September in Bristol lagte, erhob der Präsident die warnende Stimme, daß uns unser Brotgetreide, insbesondere der Weizen schon in 1931 auszugehen drohe! Wie sich die Welt unserer Erde dereinst mit ihrem krummen Regen abfinden werden, läßt uns erklärende Worte recht wohl. Es haben sich Kennenwennig von Hundert Leber immer noch zu schwer für ihr eigenes Weisheit Brot abzumüssen. Aber wenn uns gar schon in 33 Jahren, die doch, wie ich hoffe, nur alle noch erleben werden, die Semmel ausgehen lassen, dann wird dieser Fall entschieden ungemächlich ernst.

Sir William Crookes bezifferte die Welt-Geneserbevölkerung Europas und die „Weizen“ der anderen Erdtheile auf 516 Millionen, die bei einem durchschnittlichen Verbrauch von 4½ Scheffeln per Kopf mehr als 2300 Millionen Scheffel zur Nahrung bedürfen. Sir William behauptete, daß dieses Quantum schon gegenwärtig nicht genützt sei und daß nur die aufgeschleppten Ueberflüsse früherer Jahre die Ertrags des Bestrengens verdeckt hätten. Doch wie es sich auch um dieses Jahr verhalten mag, die „Professoren“ nehmen sich schon jährlich um 6½ Millionen Wünder zu

— es grüßt einem ordentlich bei dieser Zahl —, und wo sollen für diesen sich immer vergrößernden Nachwuchs die neuen Millionen Morgen Weizenland gefunden werden? Die Vereinigten Staaten haben ihre Weizenfelder aufgegeben; im nordwestlichen Canada ist aller bester Weizenboden bereits unter Kultur gebracht. In Australien muß das Klima wegen Weizenland immer von beschränkter Umfang bleiben. Indien, Rußland, Argentinien werden neue Gebiete erschließen, aber wenn man hoch greift, kann man die mögliche weitere Ausdehnung des Weizenlandes auf 160 Millionen Morgen ansetzen. Und der Ertrag derselben würde eben gerade nur bis 1931 den Bedürfnissen der zunehmenden Bevölkerung Genüge leisten können.

Wäre Sir William Crookes ein Statistiker von Beruf, so würde er jetzt einen Gedächtnis machen und uns mit dem Trost entlassen, daß wir uns am Ende unserer Tage ja selbst die Weizen abgewöhnen und uns mit Reis und Bananen pappeln können. Ganz so schlimm ist es jedoch noch nicht bestellt, wenn wir nur Sir William, dem berühmten Physiker und Chemiker, folgen wollen. Die Welt mag und wird in sehr naher Zukunft seinen weiteren Worten für unser Brotgetreide hergeben, wenn schon der Professor außer Acht gelassen hat, wie viele tausend Quadratkilometer jetzt und nachher erdesehender Landes mit Hilfe vorzüglicher Bewässerungsbauwerke in Kornlandern der Welt ungenutzt werden können. Aber noch in unserer Gewalt liegt, daß sich die Ertragsfähigkeit des Bodens. Der Unterschied im Ertrage ist in den einzelnen Ländern geradezu erstaunlich. In Ainaemal gibt der Hektar 38 Hektoliter, in England 27, in Amerika 11, in Rußland 8, in Australien kaum 6, so daß der durchschnittliche Ertrag in der ganzen Welt sich auf 11—12 Hektoliter stellt. Das Geheimnis, den Tag der theuren Semmel hinauszuverschieben, besteht demnach in der intensiveren Bewirtschaftung des Bodens, und diese wiederum läßt sich in dem einen Wort zusammenfassen: Dünger. Der Professor denkt natürlich nicht an jenen Dünger, der nach Eitel Viehig wie eine Zaunbedeckung auf dem Acker liegen soll, sondern an chemische Düngemittel. Weizen braucht vor allem Stickstoff und diesen liefert gegenwärtig am besten der Gipskalkpeter. Doch wenn die Erträge nur von 12 auf 20 Hektoliter steigen sollen, so wird es dazu zwölf Millionen Tonnen Salpeters bedürfen und solcher Nachfrage können die bekannten Salpeterlager nicht gar lange genügen. Und was dann? „Dann wird der Chemiker die Gefahr der Weltungserneuerung abzumessen wissen“, prophezeite stolz Sir William Crookes. Der Vorrat an Stickstoff ist als der Hauptbestandteil der Luft einfach unerschöpflich, nur ist er in seiner gasartigen Form für die Förderung des Pflanzenwachstums so gut wie wertlos. Er muß in einem der vielen Zustände fest gebunden sein. Die Natur braucht zu diesem Zweck ungefähre Jahre. Die Erfindung der Menschheit hängt davon ab, daß wir die Natur im chemischen Laboratorium überflügeln, und der Richter sagte zu den Weizen auf einen Beweis des Nönnens. Mit Hilfe des elektrischen Stromes ist es möglich, stickstoffhaltige Gase aus der Atmosphäre zu erzeugen. Eine Tonne würde etwa 100 500 Kosten bei unseren Preisen für Kohlen und Elektrizität. Aber in den großen Werken, die den Niagara-fall ausnützen, könnte die Tonne für 100 und weniger hergestellt werden und der Niagara allein würde für den Bedarf der ganzen Welt die nötige elektrische Kraft hergeben können. So können wir wieder frei ansetzen. Die bitteren Worten der Zukunft wird die Sonne der Wissenschaften gelassen. Die pessimistischen Luftstimmungen behalten eben niemals Recht. Die Welt wird besser alle Tage, und das tut auch nicht.

**Lebendig begraben.**

Ein Stellenbild aus Rußland.

Am südlichen Uferland bei dem Orte Ternowo lebte eine Familie Namens Kowalew im Besitz einiger kleiner Bauerngüter. Seit dem Anfang dieses Jahrhunderts hatte sie dort die Stelle der Aeltern vertreten und allen ihren besonderen Glaubensgenossen eine weitgehende Gastfreundschaft gezeigt, so daß in den letzten Jahren ihre Wohnung sich in eine Art von Kloster umgewandelt hatten, wo Männer und Frauen desselben Glaubens ein asketisches Leben führten. Die Familie bestand aus Fedor Kowalew als Oberhaupt, dessen Frau, Schewelja, Mutter und zwei Kindern, dazu einer alten Mutter, die ganz besonders in dem Auf einer gutheuerigen und wohlhabenden Frau stand, und deren Heilnahme an dem selbsterbitteren Fastenstillsitzen höher später in der Nachbarschaft das größte Staunen und Bedauern hervorrief. Die Entschlossenheit, die sich die Mitglieder dieser Seite auslegten, hielt sich in einigermaßen vernünftigen Grenzen, bis eine neue Person diese verdeckte Wägen menschlichen Lebens

betrat: ein junges Mädchen von 25 Jahren. Witalie nannte, ein Charakter, der zweifellos eine außerordentliche Festigkeit des Willens und eine seltene Selbstbeherrschung besaßen muß, ein wahres Feuerschiff. Dieses Mädchen begann gemeinsam mit einer Gemüthsstimmung ebenso jugendlichen Alters von Besorgungen gegen die Seite der Aeltern zu reden und knüpfte daran die Prophezeiung, daß es der Familie Kowalew und ihren Vätern auch nicht anders ergehen würde. Die Abende und Nächte vergingen unter geheimer Zusammenkunft, die durch angestrengte Verathung ausgefüllt wurden und endlich in dem Beschluß gipfelten: Es sollte sich jeder verpflichten, im Falle einer Verheiratung die Nahrungsaufnahme zu verweigern und so den freiwilligen Hungertod zu finden. Und so kam es, daß eines Abends ein 13jähriges Mädchen die Worte ansprach: „Dort (d. h. im Gefängnis) wird man uns martern, man wird uns den Kopf abschneiden, es ist besser, uns in der Grube einzuauern zu lassen.“ Ein an sich ganz belangloses, aber im russischen Volksmunde mit Argwohn betrachtet Ereignis, von außen her brachte die genauen Pläne in Ternowo zur Welt. Im December 1896 fand die allgemeine Volkszählung in Rußland statt. Als nun 1896 die Beamten der Volkszählung an die Worte des Hauses klopfen, das sich diebeile auf, aber nicht, um sie einzulassen, sondern eine Hand kam hervor und reichte ihnen ein in alterthümlichen Stil verfaßtes und alle Kennzeichen des Pöbels verheißendes Schreiben heraus. Es wurde darin in dem lehrhaften Tone, wie man aus dem Anrede, daß der rechte Glaube den Bewohnern des Hauses verleihe, ihre Namen anzugeben, und daß sie es vorziehen, für ihren Geliebten zu sterben. Es wurde in einer Höhle mit vereinten Kräften eine Grube von vier Meter Länge und Breite und einer Tiefe, daß gerade ein Mensch aufrecht darin stehen konnte, gegraben. Dann wurde eine Trauerreise geleitet und gelungen, und nach ihrer Beendigung stiegen neun Personen in die Grube hinunter: Frau Kowalew, 22 Jahre alt, mit ihrem kleinen Töchterlein, die eine vier Jahre, die andere noch an der Mutterbrust, die 35jährige Schwester von Witalie, ein 70jähriger Greis, ein Ehepaar mit seiner 13jährigen Tochter und ein 13jähriger Arbeiter. Das Grab wurde zugedeckt, Kowalew sagte selbst den letzten Satz ein, dann hob er und die Uebrigen von der Stätte ihrer qualigen Tod. Der Zustand, in dem bei der späteren Öffnung der Grube die Leichen gefunden wurden, läßt die furchtbaren Qualen der lebendig Begrabenen bis in ihre Einzelheiten ahnen. Die Lebersart war befehlendweise nicht die des Verhungerns, sondern die der Erstigung in der gänzlich verdohtenen Luft des engen Raumes. Die Weichteile und Schwämme müssen nun am leichtesten und frühesten gestorben sein, ebenso die kleinen Kinder, während die Stellung der jungen Weiber verrieth, daß sie im letzten Augenblicke des Todeskampfes gewollt das Grab zu öffnen verucht hätten. Die übrigen Mitglieder der Seite glaubten unterm die Erde bereits in den Gebeinen der Seligen und ärgerten nicht lange, ihnen eine zweite Gruppe folgen zu lassen, die aus sechs Umläufigen gebildet wurde. Nummer trat eine Pause in der weiteren Ausführung des Planes ein, da die Polizei Witalie und sechs andere Personen wegen ihrer Weigerung, die bei den Anfordernungen der Volkszählung zu fügen, verhaftete. Da die Verhafteten jedoch dauernd die Nahrungsaufnahme verweigerten, wurden sie vorläufig wieder entlassen. Bald darauf erfolgte eine neue Unthat. Drei alte Frauen lagen dem Fedor Kowalew ständig bei der Witte in den Tagen, sie den gleichen Tod sterben zu lassen. Von dem fortgesetzten Geschehen und dem bedauerlichen Schicksal wurde gemeldet, daß er schließlich nach, um die Drei wurden zusammen mit der Schwester Kowalews, die ihn mit den bittersten Kommissen überhäufte, daß er sich für Fremde so viel Mühe gebe und sie selbst misachte, nicht eingemauert, sondern lebendig verscharrt. Schließlich erduldet Witalie demselben Tod zusammen mit ihrer Gattin, mit dem Bruder und der Mutter Kowalews und noch zwei anderen Personen. Untermes war man auf das Verhängnis zu vieler Menschen aufmerksam geworden, und der einzige Leberrückende wurde verhaftet. Zum Glück für ihn wurde dem Professor Sitowitsch, der herbeigeeilt war, die Unterdrückung des Geisteszustandes des Gehangenen festgestellt, und nun kam durch die unerwartete Nachsichtung des Oberleuten über den Gefängnisstand dieses Menschen endlich der Zusammenhang der Ereignisse zur Tage. Zunächst machte Kowalew einen vollkommen gleichgültigen und moralisch durchaus gereinigten Eindruck. Erst als er bei der Öffnung der Gräber sah, daß die Leichen nicht friedlich und begräbt in das himmlische Reich übergegangen sein konnten, sondern daß sie die furchtbaren Todesqualen erduldet haben mußten, und als die göttlichen Wunderzeichen, die er beim Betreten der „heiligen“ Stätte, die nach der Prophezeiung Witalie einst ein berühmter Wälfahrtort werden

sollte, gänzlich ausblieben, da wurde seine Seele und sein Glaube erschüttert und eine Abnung von dem Wahnsinn, den sich hier vollzogen hatte und in dem er selbst eine so bedeutende Rolle gespielt, tauchte in ihm auf. Bald stellten sich auch die Bewußtseinsbisse und die Klagen um den Verlust seiner Familie bei dem Unerklärlichen ein. Wir sind am Ende. Es hat sich das Bild eines Dramas entrollt, in dem die Willenskraft eines entarteten Geistes eine ganze Gruppe von Mitmenschen tyrannisch zu den unheimlichsten Verstellungen und Handlungen verführt. Der Wahnsinn befruchtigt hier eine große Energie und eine entsetzliche Kraft, die sich in besonderen Fällen verheerend und menschenmordend äußern kann.

**Zur Zahnpflege.**

Die Erhaltung der Zähne ist vorwiegend eine Frage der Reinlichkeit. Eine regelmäßige Reinigung der Zähne verhindert die Bildung des sogenannten Zahnfleisches und das Anhaften von Nahrung. Die Meinungen über die Art, wie diese Reinigung zu erfolgen hat, sind freilich noch immer getheilt; der Eine ist für Zahnpulver, der Andere für Zahnpaste, ein Dritter schwärmt für Mundwässer. Bei dieser Verschiedenheit der Auffassungen dürfte es von Interesse sein, die Ansicht eines hervorragenden Fachmannes wie des Geheimrathes Viebreich zu hören, die hier in dem uns längst entlehnten, vom Professor von Leyden herausgegebenen „Handbuch der Ernährungstherapie“ ansetzt. Das Hauptaugenmerk bei der Zahnpflege ist auf die Anwendung eines guten Zahnpulvers zu legen. Ein sehr scharfes Pulver, dauernd angewandt, kann wohl allerdings, zumal bei nicht gut entwickelten Zähnen, den Schmelz derselben angreifen; ein mildes Pulver wird selbst bei jahrelangem Gebrauche nicht schaden. Für die Zahnbürsten eignen sich am meisten die weichen Dackshaare; harte Bürsten schaden weniger den Zähnen, welche bei der geringen Schwundigkeit, mit der gebürstet wird, kaum abgeschliffen werden, als dem Zahnfleisch, welches durch den starken mechanischen Reiz leicht entzündet wird. Zu hüten hat man sich vor der schlechten Bürsten, deren lose Vorhänge in den Wägen gelangen und hier Karies hervorgerufen können. Sind doch sogar solche unedelmaterielle Borsten Wägen einer geschädigten Mundraumreinigung geworden. Jetzt der Zahnpulver sich bereits angegriffen, so sind an die Stelle der Pulver besser Zahnpasten zu setzen. In diesem Sinne geschieht auch das Abreiben zweckmäßig nicht mit einer Bürste, sondern mit einem Tuche. Von Wichtigkeit ist, daß man die zur Zahnpflege benötigten Substanzen in ihrer Zusammenfassung und Beschaffenheit gut kennt, weil die Art der Wirkung der Zahnpulver gebrauchten Mittel sehr häufig nicht den nöthigen Grad der Reinheit besitzen, wenn sie zum Beispiel von wenig lachsender Hand hergeleitet werden. Die Anwendung des Zahnpulvers geschieht in der Weise, daß man mit einem Spatel oder Löffel eine kleine Menge auf eine Glasplatte zur Verreibung heranzieht. Das Einreiben einer kranken Bürste in die Pulvermasse selbst ist zu vermeiden, da das Pulver sonst klebt und zusammenfließt, was besonders dann stattfindet, wenn das Pulver im Wasser lösliche Substanzen enthält. Die Reinigung soll Morgens und beständiges Abends stattfinden, damit die am Tage sich ansetzenden Speisereste nicht während der Nachtzeit schädlich wirken. Zu den Zahnpasten und Zahnpulvern sollten nur die Kerneleien, die vollkommen rein sind, benutzt werden; dieselben besitzen eine stark reinigende Kraft, ohne ätzend zu wirken. Weider werden gerade die besten Pulvermischungen häufig durch einen Zusatz von schlechter Erde verdohten. Zum Säubern der Pulver und Pulver werden hauptsächlich rothe Feinseife, und zwar Carmin und Coccolnella, verwendet. Besonders zu empfehlen sind folgende Zahnmittel nicht.

**Unstige Gde.**

\* Die Hauptfrage. Herr: Wollten Sie in diesem Zerreiter nicht eine andere Universität besuchen? — Endobius: Nein, ich habe hier noch Kredit.  
 \* Der erkrankte Papst. Herr: Wäler: Ja, daß der Papst bei dem Herrn Ocker präsent, er bringt aber keine Hilfe hervor? — Diener: Ja, wissen Sie, päpstliche Würdigkeit der Vogel nie eines Wortes.  
 \* Reize Bekanntheit. Richter (zu Klägerin): Sie wollen sich von Herrn Ockmann scheiden lassen, nicht er Ihnen eine Ohrige geben hat? — Klägerin: Nein, wegen einer Ohrige — Klägerin: Sie glauben, die genügt mir? — Da, da, daß ich Jhna, Herr Richter, lerne Sie sich mal eine Ohrige von mei'm Mann kenne.

